Band IV, 3. **März 1901.**

♈

21. März—19. April.

„Wir sollen uns verzieren von innen und von aussen mit Tugenden und mit guten Sitten, als die Heiligen thaten. Und wir sollen uns minnlich und demütiglich opfern vor den Augen Gottes mit allen unseren Werken, so kommen wir Gott entgegen mit Mittel aller seiner Gaben. Und dann werden wir beweget mit gefühliger Liebe und erfüllt mit gemeiner Treue. Und so werden wir ausfliessend in rechten Karitaeten und bestätigt und fest inbleibend in einfältigem Frieden und in göttlicher Gleichheit. Und vermittelst dieser Gleichheit und gebräuchlicher Minne und göttlichen Klarheit entfliessen wir uns selber in Einigkeit und kommen Gott entgegen mit Gott sonder Mittel in gebräuchlicher Rast. Und also werden wir ewiglich inbleibend und allezeit ausfliessend, und sonder Unterlass wieder einkehrend, und hiemit besitzen wir ein wahrhaft innig Leben in aller Vollkommenheit."

Rusbroek in seiner „Zierde der geistlichen Hochzeit", 2. Buch, 79. Kap.

Alte und moderne Wissenschaft.

Von

Annie Besant.

In unseren Tagen des Frohlockens über den Fortschritt der modernen Wissenschaften sind die Menschen leicht geneigt zu vergessen, dass es in der Welt noch eine Wissenschaft aus fernem grauem Altertume giebt, deren Errungenschaften alles, was von ihren modernen Namensvettern bisher erreicht ist, bei Weitem überragt, wie gross und erhaben die letzteren auch in Zukunft heranwachsen mögen. Es kann daher nicht ohne Nutzen sein, diese beiden Seite an Seite zu studieren, um zu sehen, ob und wo sie übereinstimmen oder von einander abweichen.

Wenn ich von alter Wissenschaft spreche, meine ich nicht das junge Altertum Griechenlands und Roms, die Wissenschaft, welche ein blosser Ausläufer von jener Egyptens, Chaldäas und Indiens ist. Die alte Wissenschaft erstreckt ihre Wurzeln tief in jenen unermesslichen Continent, über dessen grösseren Teil jetzt die Wogen des atlantischen Oceans rollen, jenen Erdteil Atlantis, welchen die moderne Wissenschaft jetzt allmälig anerkennt und dessen letztes Bruchstück — die Insel des Poseidon, von der uns Plato erzählt — vor elftausend Jahren verschwand. — Spuren jener occidentalen, alten Wissenschaft sind noch in den Ueberlieferungen Egyptens und in den Altertümern Chinas zu finden und es ist nicht ohne Bedeutung, dass die Wissenschaft der Chemie ihren Namen von Khem,



dem alten Namen Egyptens herleitet. Die alte Wissenschaft, die uns vertrauter ist, ist jene, welche nach Osten hinübergetragen durch die Blüte der vierten Rasse, die in ihrem Herzen schon den Samen der fünften trug — in Indien gepflanzt wurde und dort zu einem mächtigen Baum emporwuchs. Während die alte Wissenschaft des Westens unter den Fluten des Meeres ihr Grab fand, wuchs jene im Osten heran, in der ersten Unterrasse des arischen Stammes wurde sie zu bedeutender Höhe gebracht und erreichte die erhabensten Entwicklungsstufen. Diese nun ist es, welche wir als den Typus der alten Wissenschaft annehmen wollen.

Was uns zuerst auffällt, wenn wir alte und moderne Wissenschaft miteinander vergleichen, ist der tiefe Unterschied in ihrer Stellung zur Religion. Im Altertum wurden Religion und Wissenschaft niemals von einander getrennt, noch gaben sie sich der Verstellung hin, sich als Rivalen betrachten zu müssen. Jeder Tempel war eine Schule, jeder Priester ein Lehrer, woraus man ersieht, dass ein Mensch erst ein Heiliger werden musste, ehe er hoffen konnte, ein Weiser zu werden. Brâhmanen, die Priester-Kaste, waren gleichzeitig die lehrende Kaste und hatten die Verpflichtung, die Jugend in allen Kenntnissen zu unterweisen. Und die Wissenschaft wurde so hoch geschätzt, dass diese Kaste als höchste betrachtet wurde. Der Herrscher in goldenen Gewändern beugte sich demütig zu Füssen des nackten, aber unterrichteten Lehrers, denn es wurde als ein grösseres Verdienst angesehen, dem Reiche des Wissens ein kleines Bruchstück hinzuzufügen, als den Grenzen des Reiches ein neues Land einzuverleiben. Wenn die Religion danach strebte Gott dem Herzen zu offenbaren, so strebte die Wissenschaft danach Ihn der Intelligenz zu offenbaren, und daher finden wir geschrieben:

„Shaunaka, wahrlich, der grosse Haushälter, näherte sich Angiras demütig und fragte: „Was, oh Gesegneter, ist Jenes, welches, wenn man es weiss, alles Andere wissen lässt“?

Ihm aber antwortete er: „Zwei Wissenschaften sollte man kennen — so sagt uns der Brahma-Kenner — die höhere und auch die niedere. Die niedere ist Rigveda, Yajurveda, Sâmaveda, Atharvaveda, Silbenmessung, Rituale, Grammatik, Etymologie,



Dichtkunst, Astronomie u. s. w. Aber die höhere ist jene, durch welche das Ewige verstanden wird.“ *)

Innerhalb der Niederen Wissenschaft, der Aparavidyâ zählt man einige vierundsechzig Wissenschaften und viele Jahre mochte der Schüler geduldig nach ihrer Beherrschung streben. Aber von der Höheren Wissenschaft, der Para-vidya, die einzig ist, konnte man in einer Lebenzeit nur das Alphabet erlernen, denn sie war die Krone aller Wissenschaften, die Kenntnis des Herzens des Alls, des Selbst. Das Selbst, das Wesen der Natur, das universelle Leben, das erhabene Sein, das Ewige zu erkennen, das allein war Wissenschaft, alles Andere Unwissenheit. Gott zu erkennen war der Triumph der Intelligenz, die edle Errungenschaft der alten Wissenschaft, der Wissenschaft des Ostens.

Die Wissenschaft des späteren Westens, die moderne Wissenschaft wurzelt im südlichen Spanien, in Andalusien, in den Schulen der Mauren und Araber. Als Frucht der frühen Tage des Islams war sie einem Angriff auf das Christentum entsprungen, auf welches der Islam ja gepfropft war. Sie entstand beim Erwachen der eindringenden siegreichen Heere und ihre Gegenwart wurde als eine Blasphemie gegen Christus, als ein Triumph seines muselmanischen Rivalen empfunden. Der Kompass wurde eine Waffe gegen den Glauben, wie die krummen Säbel, und während die muselmännische Tapferkeit den Körper tötete, vergiftete die muselmännische Universität die Seele. Religion vergewaltigte, beschränkte, quälte, brandschatzte die Wissenschaft; und die Wissenschaft, gezwungen um ihr Leben zu kämpfen, um Luft zum Atmen, um Boden zum Leben, lehnte sich mit immer wachsender Stärke gegen die Religion auf, die sie zu vernichten strebte. Daher der zunehmende Antagonismus, wachsende Streit, der bittere „Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft“, der sich bis zum heutigen Tage erhalten hat.

Der Unterschied zwischen alter und moderner Wissenschaft in ihrer Stellung zur Religion ist daher den verschiedenen Verhältnissen zuzuschreiben, in denen sie sich abgesondert entwickelten.

Der nächste Punkt, der uns berührt, ist die Frage nach Art

*) Mundakopanishad, I, 3—5.



und Richtung des Studiums. Beide arbeiten mit dem Mittel der Beobachtung, aber diese Beobachtung ist nach verschiedenen Richtungen gelenkt.

Moderne Wissenschaft studiert die Formen, die den Kosmos ausmachen; alte Wissenschaft das Leben, welches ihn zusammenhält und jede Form erhält. Die Erstere studiert Objekte und sucht durch Induction die Beziehungen zwischen ihnen zu entdecken und die Gesetze innerhalb welcher sie handeln; die Zweite studiert die Grundprinzipien des Kosmos und sucht durch Deduction dem Entwickelungspfad nachzuspüren und die notwendigen Formen zu skizzieren, in welchen diese Prinzipien ausgedrückt sein werden. Es ist als ob ein Mensch beim Studium eines Baumes bei den Blättern begänne, die Form, Farbe und Charakteristik eines jeden betrachtet, eines nach dem anderen zerlegt, von ihnen zu jedem Zweig, jedem Ast, zum Stamm, zur Wurzel und schliesslich zu den Würzelchen übergeht; der andere nimmt den Samen, beobachtet die Lebensprinzipien bei der Arbeit, leitet daraus ihre Manifestationen in den Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen u. s. w. ab. Der Erste studiert die Vielheit in ihren unbestimmten Zweigen; der Andere das Eine in seiner bestimmten Ausdehnung.

Die Art, wie sich Physiologie und Psychologie in Beziehung zum Menschen beschäftigen, wird als eine passende Illustration dienen. Moderne Wissenschaft beginnt mit Physiologie, studiert den Körper, das Nerven-System, das Gehirn, misst Antworten auf Reize, calculiert die Schnelligkeit der Nerven-Wogen u. s. w. und auf dieser Basis fährt sie fort Psychologie aufzubauen. Das individuelle Bewusstsein wird als Resultat dieser ganzen Nerventhätigkeit angenommen und kann nicht davon abgesondert betrachtet werden, zu diesem Schlusse muss diese Methode des Studiums unvermeidlich hinführen.

Die alte Wissenschaft beginnt mit Psychologie, studiert Intelligenz, analysiert das Bewusstsein, erforscht geistige Zustände, und betrachtet den Körper als ein Instrument, ein Organ, das zum Ausdruck dieser Zustände gebildet ist. Ihr ist der Körper ein Resultat, und das Bewusstsein kann für sie ohne besonderen Körper sein; wenn der eine Körper verschwindet, kann es sich einen anderen zum Gebrauche aufbauen. (Fortsetzung folgt.)



Der wissenschaftliche Beweis der Unsterblichkeit und die okkulte Philosophie.

Von

Dr. med. Franz Hartmann.

Das wichtigste Rätsel, dessen Lösung seit uralten Zeiten die denkende Menschheit beschäftigt hat, ist die Frage der Unsterblichkeit, oder um es richtiger auszudrücken, die Frage einer Fortdauer des individuellen Selbstbewusstseins nach dem Tode des Körpers: denn selbst wenn es bewiesen wäre, dass dieses Selbstbewusstsein noch lange Zeit fortdauern würde, nachdem die Seele (das „Ich") den sterblichen Körper verlassen hat, so wäre dies noch lange kein Beweis, dass dieses „Ich" niemals ein Ende nehmen würde.

Über die Wichtigkeit dieser Frage ist es überflüssig zu debattieren; es genügt, darauf hinzuweisen, wie ganz anders und um wie viel besser sich die Verhältnisse unter denen wir leben, gestalten würden, wenn jeder Mensch von der Überzeugung durchdrungen wäre, dass unser irdisches Leben nur eine kurze Vorschule zu einem langen, höheren und geistigen Dasein, oder eine zeitweilige Episode in unserem ewigen Leben ist. Wir würden dann aufhören, alle unsere Kräfte zu vergeuden, indem wir sie nur dazu verwenden, uns dieses vergängliche materielle Dasein bequem und zum Nachteile Anderer angenehm zu machen, und wir würden mehr darauf bedacht sein, denjenigen höheren Prinzipien gemäss zu leben und zu handeln, welche uns auf jene höhere Stufe erheben, die zu einem selbstbewussten Dasein auf einer höheren Daseinsebene unumgänglich notwendig ist.

Im Grunde genommen ist die Frage der Unsterblichkeit ein Rätsel, welches Niemand für einen anderen lösen kann, sondern Jeder für sich selbst lösen muss; denn selbst wenn uns die Wissenschaft objektive Thatsachen, oder die Philosophie logische Schluss-



folgerungen zum Beweise einer solchen Fortdauer bringen würde, so würden sich diese Beweise nur auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten beziehen und uns noch nicht das Bewusstsein eines unsterblichen Daseins verleihen; denn den Anfang und Schlussstein der vollkommenen und wahren Erkenntnis bildet die Verwirklichung der Theorieen; wir können von einem höheren Zustande erst dann etwas Gewisses wissen, wenn wir denselben erfahren haben; d. h. wenn wir in denselben eingegangen und er zu unserem Bewusstsein gekommen ist. Eine völlige Überzeugung unserer eigenen Unsterblichkeit können wir nur auf religiöser Grundlage erlangen; damit ist aber keineswegs die kirchliche Dogmatik gemeint, denn das Wort „Religion" in seinem wahren Sinne umfasst nicht nur das theoretische Wissen oder das intellektuelle Fürwahrhalten, sondern vor Allem das eigne praktische geistige Wachstum, mit anderen Worten das Erwachen der Seele zur Erkenntnis und zum Genusse eines höheren Daseins.

Dass die kirchliche Dogmatik die Frage der Unsterblichkeit noch nicht zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst hat, bedarf keiner Versicherung; aber auch die Wissenschaft mit Einschluss des Spiritismus hat es darin noch nicht weit gebracht. Millionen von Menschen haben sich schon seit Jahrtausenden den Kopf über dieses Rätsel zerbrochen; aber keinerlei intellektuelle Grübelei wird jemals einen Menschen zum Selbstbewusstsein seiner Unsterblichkeit bringen; denn der menschliche Intellekt ist nicht unsterblich und kann sich daher seiner Unsterblichkeit nicht bewusst werden. Dasjenige was im Menschen unsterblich ist, ist höher als das Denken; es ist dasjenige, welches Gedanken macht. Die Bibel sagt richtig: „Es ist Niemand unsterblich als Gott", und folglich können wir nur dann zu diesem Bewusstsein gelangen, wenn das Allbewusstsein Gottes in uns als unser eigenes in unserm Selbstbewusstsein erwacht. Der völlige Uebergang unserer Unsterblichkeit kann daher nur durch den richtigen religiösen Glauben (nicht zu verwechseln mit religiösen Meinungen) erlangt werden; denn dieser Glaube ist selbst diejenige geistige Kraft, aus welcher die Empfindung und Verwirklichung eines höheren unsterblichen Daseins entspringt. Sie ist die Brücke zur Vereinigung des Menschen mit Gott, oder richtiger gesagt, das Licht, welches die Selbsttäuschung, dass er ein von Gott getrenntes



Wesen sei, zum Verschwinden bringt und das Dunkel zerstreut, welches ihm die Selbsterkenntnis der Wahrheit verbirgt.

Aber dieser Glaube ist heutzutage nur selten zu finden, und Yoga oder die Uebung der Vereinigung mit Gott, d. h. die Auffindung und Auferstehung dessen, was in uns selbst göttlicher Natur und unsterblich ist, ist nicht Jedermanns Sache. Wir müssen daher schon derjenigen Wissenschaft dankbar sein, welche uns eine intellektuelle Ueberzeugung verschaffen kann, dass es eine Fortdauer nach dem Tode des Körpers giebt. Die offizielle Schulwissenschaft, welche man in dieser Beziehung besser als „Nichtwissenschaft" bezeichnen könnte, hat darin gar nichts geleistet, sondern sich vielmehr bisher vor allen darauf bezüglichen Thatsachen gefürchtet und versteckt, und die Lehren der wenigen erleuchteten Gelehrten haben in ihr kein Verständnis und wenig Beachtung gefunden. Anders verhält es sich mit der „okkulten Wissenschaft", deren moderner Vertreter in Deutschland Dr. Carl Du Prel ist, welcher der Unsterblichkeitslehre in seiner Schrift über den Tod und das Jenseits eine wissenschaftliche Grundlage gegeben hat. Seine Lehre beruht auf sogenannter „exakter" Wissenschaft, d. h. auf denjenigen Anschauungen, welche aus äusserlicher Beobachtung und logischer Schlussfolgerung hervorgehen und nähert sich in höchst merkwürdiger Weise den Lehren der noch viel exakteren Wissenschaft der Adepten, welche das, was sie lehren, selber erlebt und erfahren haben. Hätte Du Prel diese Lehre genauer gekannt, so wäre ihm vielleicht noch Manches klarer geworden; aber immerhin hat er einen bedeutenden Schritt nach vorwärts in der Erkenntnis der Wahrheit gethan; denn er bringt unwiderlegliche Beweise von der Fortdauer der Seele auf der Astralebene. Was darüber hinausliegt, lässt er unberührt, und vielleicht schien es ihm auch verfrüht, darüber zu sprechen.

Wie noch jeder andere klar denkende Mensch, der sich ernstlich mit dieser Sache beschäftigt hat, so kam auch Du Prel zu der Einsicht, dass wir jetzt schon „Geister" sind und es nicht erst nach dem Tode zu werden brauchen, und dass wir auch schon in diesem Leben im Besitze magisch wirkender Kräfte sind, welche unserem Astralleibe angehören. Dieser Astralleib hat ein von dem grobmateriellen Körper verschiedenes Bewusstsein und kann ohne denselben existiren und wirken. In der magischen Wirkung Lebender



geschieht diese Funktion ohne den Gebrauch, bei den Abgeschiedenen ohne den Besitz des physischen Körpers. Die Kräfte des inneren Astralmenschen sind identisch mit denen der spiritistischen Phantome und sind den gleichen gesetzmässigen Bedingungen unterworfen. Wenn es somit erwiesen ist, dass der Astralkörper eines Menschen aus dem physischen Körper heraustreten und unabhängig von letzterem selbständig wirken und handeln kann, so ist es klar, dass dieser Astralkörper auch ebenso gut, ja vielleicht noch viel kräftiger wirken kann, wenn er den physischen Körper auf immer verlassen hat. Diese Ansicht wird durch die Phaenomene des Spiritismus bestätigt: der Spiritismus und Animismus ergänzen sich gegenseitig.

Zu den Beweisen, dass der Astralkörper lebender Personen selbstthätig handeln kann, und dass der innere Mensch von der äussern Persönlichkeit verschiedene Eigenschaften besitzt, gehören die Erscheinungen des Schlafes, des Traumes und Somnambulismus, Ekstase, Trance, „Hypnotismus“ und „Suggestion“, die Exteriorisation des Astralkörpers mit den Begleiterscheinungen der Exteriorisation der Empfindung, der Doppelgänger, die Fernwirkung des Gedankens und Willens, das geistige Fernsehen, die Erscheinungen von „Phantomen“ Lebender sowohl als von Sterbenden, die magische Übertragung der Lebenskraft (Magnetismus), Sympathiewirkung, die Photographie von Phantomen u. s. w.

Diesen Erscheinungen gegenüber stehen die mit denselben correspondierenden Phaenomene des Spiritismus, wie z. B. Mediumschaft, Besessenheit, Erscheinungen der Phantome Verstorbener, Spuck- und Gespenstergeschichten, „Geister-Materialisationen“ und „Geisterphotographie“, die Einwirkung der geistigen Welt auf das Reich der Materie, Bilder im Astrallichte, Levitation, Apporte, Vampirismus u. s. w.

Es ist nicht möglich in dem kleinen Rahmen dieses Artikels auf eine ausführliche Besprechung dieser Phaenomene einzugehen; auch existiert darüber eine grosse und Jedermann zugängliche Litteratur, und der Naturforscher, welcher heutzutage nicht mit derselben bekannt ist, kann wohl zu den Ueberbleibseln eines bereits verknöcherten Gelehrtentums gerechnet werden. Die Zahl dieser fossilen Gelehrten ist weniger gross als man gewöhnlich glaubt;



wohl aber sind unter den Aufgeklärten viele, die noch nicht fest genug in ihrer Überzeugung stehen, um den Mut zu haben, öffentlich dafür einzutreten, um so weniger, als dieser Zweig der Naturwissenschaft noch in seinem Kindesalter sich befindet.

Der Schwerpunkt bei allen diesen Untersuchungen liegt in dem Beweise, dass die „Seele" des Menschen, d. h. sein wesentliches Selbst (Du Prels „transcendentales Ich") ein von dem äusserlichen, persönlichen Menschen verschiedenes und viel höher stehendes Wesen ist; es ist das sogenannte „Unbewusste", dessen Dasein dem gewöhnlichen Menschen nur in seltenen lichtvollen Augenblicken dämmernd und nur den Adepten und Heiligen während des Lebens zum klaren persönlichen Bewusstsein kommt. Es ist das „Unsterbliche" in uns, welches nicht an sich selbst „unbewusst" ist, sondern dessen Bewusstsein und Erkenntnis viel höher steht als die des sterblichen Menschen. Im Zustande des Somnambulismus, wenn die niederen Seelenkräfte gelähmt sind, tritt die Thätigkeit dieser höheren Seelenkräfte klar zu Tage, um wie viel mehr muss dieses höhere Bewusstsein klar werden, wenn die Seele durch den Tod des Körpers von allen sinnlichen Täuschungen und materiellen Beschränkungen frei wird*).

---

*) Heinrich Zschokke hat schon vor vielen Jahren in seiner Erzählung „Die Verklärungen" ein Bild dieses Unterschiedes zwischen dem innerlichen und dem äusserlichen Menschen gegeben, das eine tiefe Kenntnis des Seelenlebens offenbart, und Katharine Crowe in ihrem interessanten Werke „Die Nachtseite der Natur" führt viele Thatsachen an und giebt in diesem vor mehr als fünfzig Jahren geschriebenen Buche wissenschaftliche Erklärungen derselben, welche an Klarheit diejenigen der meisten modernen Psychologen übertreffen.

(Schluss folgt.)



Offenbarungen.

Von
Tina Pfeiffer.

Lange hatte ich vor dem Schreibtisch gesessen, ein träumendes Geniessen in tiefster Seele, das mich nicht zum Schaffen, zur That kommen liess. Mir war, als tanze meine Seele jauchzende Reigen und lebe in weiter Ferne ein Leben, an dem nur wie durch tausend Schleier hindurch das Bewusstsein teilnehmen konnte.

Ich kannte diese Zeichen. Sie gingen stets der vollen Ausreife eines geistigen Erlebnisses voraus, das wohl bereits vorhanden, aber noch nicht in die Sprache des menschlichen Bewusstseins übersetzt war. Schauend war mein Geist, in Unbegrenztes verloren, das der Begrenzung bedurfte, um den Zwecken der Erde zu dienen.

Ein scharfes Selbstbesinnen leitete den Übergang schon ein. Das ungeheuere Ganze begann sich in einzelne Elemente aufzulösen, deren verschiedengradige Anziehungskraft eine Mischung zeitigte, welche die geistige Physiognomie dieser Stunde bestimmte. Gestalten und Bilder lösten sich ab mit Empfundenem, dem noch die anschauliche Prägung fehlte, dessen Inhalt noch zu weit und tief an Stimmungsgehalt für jegliche Form der menschlichen Erscheinungen und Begriffe war.

Ich vertauschte die nutzlose Feder mit dem Bleistift, um mir noch einige flüchtige Notizen zu machen, da an ein zweckgemässes Arbeiten heute doch nicht zu denken war. Aber auch dieses war schwer. Ungezügelt zigeunerten die Gedanken umher, sie strebten empor wie züngelnde Flammen, die mutlos in sich selbst zusammensanken, wenn sie von tausend Ahnungsblitzen verführt, dennoch nicht das Ziel der vollen Erkenntnis zu fassen vermochten. Einem vom Sturm zerwühlten See glich der Spiegel des Bewusstseins, in dessen zahl-

losen Wellen sich tausendfältig das Licht von oben brach. Aus aufgewühlten, meist schlafenden Tiefen drang kühnes, wollendes Leben, das nach vom Alltag versagter Berechtigung lechzte. Symbolik des Mythos lächelte daraus mich an wie strahlender Kinderblick.

Balder-Urquell, darin ich mich tauchen fühlte mit einer Kraft, die den Gedanken weit überlegen. Loge — flammender Wille des Verstandes, der in hilflosem Drängen die Macht der Leidenschaft gebiert, um durch Gewalt zu ersetzen, was ihm an Kraft noch gebricht. Bis ins Unendliche, die geistigen Gebiete aller Völker durchstreifend und überall das gleiche Wasser eines ewigen Lebens aus anders geformtem Becher schlürfend, spannen sich meine Gedanken aus. Ich empfand zum ersten Mal in voller Klarheit den Wert und die Schönheit geistigen Besitzes. Ein Stück Ewigkeit erschien mir als unveräusserliches Recht und Eigentum, das nur Herrscherwürde verlieh. Ein Taumel des Entzückens überfiel mich, wie nur die auserlesensten Stunden des Lebens ihn kennen. Ein einzig tiefer, brausender Akkord schien mir das Weltall und hinein tönte die mächtigste Seite meines eigensten Wesens, die sonst nur leise zu klingen wagte: ein glühender Erlöserwille — — Eine unaussprechliche Sehnsucht wallte in mir auf, das Wunderbare, Unfassliche wie mit Menschenhänden zu greifen, es seiner Rätselhüllen zu entblössen, damit auch das blödeste Auge es schauen und seine berückende Schönheit Genesung bringen könne allen, die am Leben leiden, weil sie es nicht kennen und nicht besitzen.

Die Stille, die mich umgab, schien lebendig zu werden. Aus den leblosen Gegenständen meiner Zimmereinrichtung tönten mir Laute entgegen und blitzende Lichter in allen möglichen Farben drängten sich kommend und verschwindend, wie Sternenregen der Sehfläche meiner Augen auf.

Da — was war das. Der Bleistift, den ich ohne es zu wissen und zu wollen noch immer in der Hand hielt, hatte sich bewegt. Ich fasste ihn fester in der Meinung, dass er durch nachlässige Haltung gerutscht. Aber sogleich begann die Spitze sich wieder auf dem Papier zu bewegen und ich fühlte meine Hand in kraftloser Schwere ihren Bewegungen folgen.

„Wer Wahrheit sucht, dem wird Wahrheit werden.“



Wohl hatte ich mich schon vorübergehend mit spiritistischer Lektüre beschäftigt, aber weit mehr als Neigung dazu, hatte sich dabei eine gewisse antispiritistische Stimmung in mir entwickelt. Ohne den Kern der Sache je verleugnen zu wollen, aber ohne Mittel und Gelegenheit ihn selbst zu ergründen, schien er mir noch zu sehr von abergläubischen, überlieferten Anschauungsweisen und Begriffsformen verdunkelt.

Es war mir natürlich ohne weiteres klar, dass das soeben Erlebte das sog. automatische Schreiben war. Nun wohl, (die Kritik regte sich sogleich mehr noch als das Erstaunen in mir) alles, was mich in dieser Stunde bewegt, fand hier einen Sammelausdruck, der mich keineswegs frappierte. Wenn das automatische Schreiben nichts verblüffenderes zu sagen vermochte! Man erfährt auf diesem Wege nichts anderes, als was man so wie so wissen kann, resumierte ich. Ob direkter oder indirekter Ausdruck — das Mitgeteilte entspricht immer dem geistigen Strom, in dem wir gerade schwimmen.

„Ja“, schrieb der Bleistift lakonisch.

Die Sache fing an mich zu amüsieren. Ich lullte meinen klügelnden Verstand etwas ein und fasste die Situation so spiritistisch, wie möglich auf.

„Wer bist Du, der da schreibt?“ frug ich in Gedanken.

„Ich bin kein Ich, ich bin Alles!“

„Wenn Du Alles bist, wirst Du wohl auch alles wissen“.

„Wohl bin ich Allwissen, aber noch fasst mich kein Mensch. Jeder fasst so viel, als er vermag von mir.“

„So sage mir: Was ist der Mensch? Was sein Zweck?“

„Der Mensch ist Form. Form vergeht. Sein Zweck ist ewig.“

„So ist die Unsterblichkeit nach Menschenbegriff“ —

„Kinderfantasie. Der Mensch ist sterblich. Unsterblich ist das Ewige. Lebe dem Ewigen und Du wirst ewig leben.“

„Und Zweck und Sinn des Irdischen?“

„Nichts weiss ich vom Irdischen, frage mich nicht darnach. Lebe wohl!“

„Du gehst! Wohin? Werde ich Dich wiederfinden?“

„Weisheit des Jupiter sprach zu Dir. Menschen nennen sie Goethe.“

„Wirst Du mir wieder kommen?“



„Immer bin ich bei Dir in Stunden der Erhebung. Goethe ist in Dir und Du in ihm."

„Noch eines sage: Giebt es Höheres als Jupiterweisheit?"

„Ja!"

„Wie ist es zu nennen?"

„Uranus. Dort sind Eines Allseele und Allgeist. Harmonie des All. Sie tönte Dir vorhin."

„Und giebt es etwas, was über Uranus hinausreicht?"

„Fragt so ein Lebendes? Wohl giebt es auch dieses, aber nicht für die Kinder der Erde. Ewigkeiten haben sie zu durchwandeln, ehe sie den Saum der Fernen berühren, die nimmermehr der Erde glänzen. Nicht bedarf es ihrer zum Zweck der Erde." —

Während der letzten Sätze hatte die Schrift ersichtlich andere Formen angenommen.

„Spricht so ein Anderer zu mir als vorhin?" frug ich.

„Die Seele Plotins berührte Plotins Geist."

„Wer ist Plotin?"

„Der Ausdruck des Ewigen im Endlichen. Er ringt in Dir."

Ich hatte die Frage menschlicher gemeint, das ging mir durch den Sinn. Sogleich schrieb die Hand.

„Plotin, ein Grieche."

„Mehr als so ein Grieche interessiert mich Jesus, sprich nur von ihm."

„Jesus will wiederkommen."

„Das ist mein eigner, tiefster Traum, sage mir Neueres."

„Er kommt als Antichrist."

„Das klingt mir auch sehr bekannt."

„Der Antichrist ist der wahre Christ in Jesus, der die Tempel stürmt. Schon wankt der Grund, sein Lächeln wird sie stürzen."

„War er inzwischen wieder dagewesen?"

„Nicht wieder in der vollen Harmonie eines Wesens, allüberall wirkt sein Teil. Sein Geist ist Sieg."

„Und seine Seele?"

„Venustiefe. Schönheit des Alls. Demant in der Krone des Höchsten. Licht des Uranus."

„Sage, lebte je ein Grösserer als Jesus?"



„Immer nur Er, gleichviel welchen Namen er trug. Name ist Schall und Rauch. Euch grüsst er nun, Kinder des Reichs. Bald küsst Euch sein Odem."

„Sage, lebte in ihm nicht doch eine Kraft, die über Uranus hinausreicht?"

Eine unaussprechliche Freude durchrann mich, aber die Hand schrieb nicht.

„Warum schweigest Du?"

„Ich lache, denn ich freue mich Deiner."

„Und meine Frage?"

„Er bat um Menschenglück und darbte selbst. Weit reicht der Duft solcher Schönheit. Lass dir genügen."

Hier entglitt der Bleistift meiner Hand. Eine Weile verharrte ich in tiefer Versunkenheit, aber nicht lange gönnte mein drängender Geist der Seele diesen Taumel im Unaussprechlichen. Mechanisch fasste die Hand wieder nach dem Bleistift, jedoch seine Spitze ruhte bewegungslos auf dem Papier.

(Schluss folgt.)

Die beste Predigt ist Gott allezeit zu verehren, besser als anderen geistliche Reden zu halten, wer danach strebt sich selbst frei zu machen, ist der wahre Prediger. Hunderte strömen von allen Seiten herbei, man weiss nicht woher, zu dem der die Freiheit erlangt hat und lauschen seiner Lehre. Wenn eine Blüte sich öffnet kommen die Bienen von selbst. *Rama Krishna Paramahamsa.*



Schopenhauer als Erzieher.

Von

Fritz Braun.

(Schluss.)

Unter diesen Gesichtspunkt muss man auch die modernen Jugendspiele stellen, auch sie sollen mehr den Willen stählen als den Intellekt erweitern. Dort steht der einzelne auf sich selber, dort heisst es „behaupte dich", dort ist die Konkurrenz gegeben, die der Liebhaberei des einzelnen zumeist fehlt. Durch den Wettbewerb wird der Ehrgeiz geweckt „vitium illud virtutis simillimum". Auf dem grünen Anger lernt der Knabe seine Kraft kennen und wenn er erhitzt, mit glühenden Wangen heimkehrt, so ward er doch einmal gewahr, dass er lebte.

Demselben Zwecke werden anstrengende Märsche dienen können, wo das Wollen mit dem Können ringt (natürlich nicht in gefährlichem Übermass), demselben Zwecke und noch dazu in weiterem Umfange und in geregelterem Betriebe, als Jugendspiele und Wanderfahrten dient auch das Turnen, dem der Dichter nicht ohne Grund zuruft „Schwing' mir die Buben und schwing' mir sie stark.

Unter den Gesichtspunkt der Willensbildung sollte man auch die Überbürdungsfrage rücken. Bisweilen könnte man glauben, es gelte zu Zeiten für das pädagogische Ideal mancher Köpfe, der Jugend alle und jede Arbeit zu ersparen und sie während der langen Schuljahre nur über blumige Wiesen zu führen, um sie dann mit Segenswünschen in den harten Sturzacker und die grundlosen Moore des wirklichen, rauhen Lebens zu entlassen. Das ist aber nicht rechte, väterliche Liebe, sondern faunische Bosheit. Es fragt sich sehr, ob jede Ersparnis an Arbeitsleistung von Segen ist, ob hier das Minimum ein Optimum ist. Ganz und gar überflüssige



Arbeit verurteilt sich natürlich von selbst, entspricht aber der Arbeitsleistung ein Resultat, wird durch die Thätigkeit etwas geschaffen, das die Anstrengung lohnt, so müssen andere, pädagogische Betrachtungen an die Stelle der modernen Wünsche treten, die immer nur fragen: „Ginge diese Arbeit nicht auch noch zu beseitigen?“ Man darf dieselbe Arbeit, die man im Leben oft genug mit rauher Hand angreifen muss, nicht prinzipiell in der Schule mit Glacéhandschuhen anfassen.

Die Willenskraft des Menschen ist nicht mit einem Male gegeben, sondern entwickelt sich durch Übung. Die Jahre allein machen's nicht; manche scheinen wie die alten Romantiker zu glauben, dass in der Brust der Götterlieblinge auf einmal etwas zerspringt wie eine gläserne Retorte und damit der willensstarke Mann fertig und klar dem Leben gegenübersteht. Wie ein lastentragender Arbeiter allmählich von kleineren Lasten und Gewichten zu grösseren fortschreitet, wie seine Muskeln von Tag zu Tag sich verbreitern, seine Sehnen sich straffen, so geht es auch mit dem Willen des Menschen.

Im Grunde genommen wäre es besser, ihn an möglichst starke und unangenehme Widerstände zu gewöhnen, damit ihnen die Übung ihre Bitterkeit nimmt und der Jüngling und Mann später lachend in die Widerstände des Lebens hineinstürmt wie der junge Germane in den Schwertertanz.

Um diese ruhige, heitere Gewöhnung an Arbeit und Widerstände bei den Schülern zu zeitigen, muss auch der Lehrer sich der rechten Heiterkeit befleissigen. Hat der Schüler die Empfindung, dass der Lehrer unter seiner Arbeit seufzt, wundgetrieben und matt wie ein müdes Arbeitspferd, so wird auch er nicht die rechte Freudigkeit zur Arbeit gewinnen können. Die Römer nannten die Schulen der Kinder ludos, Spielstätten; glücklich die Anstalt, wo neben dem richtigen Arbeitsernst sich bei der Thätigkeit von Lehrern und Schülern ein Gefühl erhält, dass der munteren Freude am Spiel verschwägert und verwandt ist. Daneben ist diese Heiterkeit auch ein gutes, disciplinarisches Mittel. Heiterkeit ist ein Zeichen der Kraft, an dem heiteren Lehrer wird es die Jugend zumeist voraussetzen, dass er die Situation beherrscht, der nörgelnde, wütende und zürnende Grimmbart kann dagegen nur allzuleicht in den Ruf eines Schwächlings kommen, der „nur so thut“.



Doch damit wir nicht einseitig werden, müssen wir trotz aller Willensbildung auch der Humanität ihr Recht gönnen, zumal wenn wir es mit blassen, nervösen Grossstadtkindern zu thun haben. Wird doch an diesen zumeist nach beiden Extremen hin gesündigt; die einen werden mit allzuviel Affenliebe verhätschelt, die anderen stehen seit frühester Kindheit in dem lächerlichen, Werte heuchelnden Gesellschaftsleben und werden für dieses abgerichtet, ehe die stille Wärme des engen Familienkreises sie echte Liebe, schlichte Wahrheit kennen lehrte. Trotz aller Rücksichten aber soll der Schüler ein bestimmtes, nicht zu kleines Quantum von Arbeit leisten, was auch weichliche Väter, was auch die „Mütter" dazu sagen, denn die Jungen sollen zu Menschen gebildet werden und „Mensch sein heisst Kämpfer sein".

Der Willensbildung der Schüler zu Liebe soll der Lehrer auch alles vermeiden, was weibisch und unmännlich erscheinen könnte. Knaben sollen von Männern erzogen werden, nicht von Weibern; wobei es gleichgültig ist, ob diese Hosen tragen. Der persönlichen Wärme des Lehrers, seiner überall fühlbaren, aber nirgends aufdringlichen Anteilnahme darf dadurch kein Eintrag geschehen.

Auf manchen Gebieten sollte auch die Auswahl des Lehrstoffes unter dem Gesichtspunkte der Willensbildung erfolgen. Ehedem verbannten die Athener die weichen, zerfliessenden lydischen Lieder aus dem Kreise der Jugend und duldeten nur die rauhen, kräftigen Klänge der dorischen Musik. Ebenso werden wir im deutschen Unterricht die weichere, zerfliessende Lyrik zu Gunsten des Epos zurücksetzen. Wie der Knabe auf der Schwelle zum Jünglingsalter die Sprache ändert, so entscheidet sich hier zumeist auch, ob er sich nach der Seite des Gefühls und Gemüts entwickelt oder zu männlicher Thatenfreude heranreift. Neben dem Geschichtsunterricht fällt hier vor allem den deutschen Stunden die Aufgabe zu, den Charakter des werdenden Jünglings zur Schaffens- und Daseinslust zu erziehen.

Da ist es viel besser, dass der Schüler sein Herz an männlichen Helden, einem Hektor, einem Achill, einem Siegfried erfreut, als dass er den weichen Klängen Lenauscher Lyrik oder gar den Sirenengängen Heines seine Seele öffnet.

Ganz interessant ist es, auch die Dramen einmal unter diesen



Gesichtspunkt zu stellen. Meiner Ansicht nach hat der fröhliche, naturfrische Wilhelm Tell, der derbe Götz, der männliche Zriny viel mehr pädagogischen Wert als die „Maria Stuart“ und die „Jungfrau von Orleans“. Namentlich dem Wortschwall und der Thatenarmut der „Maria Stuart“ wird der gesunde Junge nicht viel des Interessanten abgewinnen und im Innersten seines Herzens denken „Madame, sterben Sie doch blos, warum denn tant de bruit für eine solche Omelette, als es grade Ihr kostbares Leben ist.“ Aus diesem Grunde ist auch Ludwig Uhland, der Dichter der geistigen und leiblichen Gesundheit für die Jugenderziehung ganz unschätzbar. Hier sieht der Junge gesunde, fröhliche Buben und Mägdlein und die Ritter haben noch nicht die Lust verloren an dem frohen Handwerk der Waffen. Deshalb sind aber auch Lenau und der dämonische Kleist trotz aller Vorzüge für die Jugendbildung nicht recht zu nutzen, braucht doch z. B. im Einzelfall das Lenausche Zigeunerlied dringend der Correctur durch Goethes Schatzgräber. Als Problem und Postulat hieraus ergiebt sich auch, dass Kleists grosser Meister, Shakespeare für den Unterricht noch lange nicht genug benutzt wird. Shakespeare sollte als ein Gegengewicht gegen Schiller dienen und nach dem schönen Schein auch das Sein der Jugend vor Augen führen.

Wie bei jeder erzieherischen Thätigkeit soll der Lehrer auch bei der Willensbildung möglichst individuell verfahren. Es ist seine Pflicht, sich soweit irgend möglich (das ist ja leider nicht viel) über die häuslichen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Schüler zu unterrichten. Fast in jeder Klasse sitzt der eine oder andere Junge, der daheim unter drückender Not oder dem Schlimmsten des Schlimmen, unter unerquicklichen Familienverhältnissen zu leiden hat, dessen Wille in dieser Sphäre schon genug und übergenug in Anspruch genommen wird. Für diese Knaben bedeutet die Schule, der harmlose Verkehr mit fröhlichen Altersgenossen eine Art gemütlicher Freistatt, wo sie ihre kleine Angst des Irdischen von sich werfen und ein wenig ihres Daseins froh werden. Auf solche Lebenslagen sollte auch der Lehrer billige Rücksicht nehmen. Oftmals unterlässt er es besser, aus einem gequälten und gedrückten Individuum durch Zwangsmassregeln das höchste Mass der möglichen Leistung



herauszupressen, als dass er dadurch einen an sich schon kleinen Vorrat an Daseinslust völlig zerstört. Der junge Mensch soll fürs Leben nicht nur lernen, sondern auch leben und sich des Lebens freuen können. „Lust und Liebe sind die Fittiche zu grossen Thaten."

„In allem, was den Willen betrifft, wohin Freundschaft, Feindschaft, Redlichkeit, Treue, Falschheit und Verrat gehört, sind die Menschen völlig homogen, aus demselben Teig geformt, weder Geist noch Bildung machen darin einen Unterschied" und erst im Intellekt zeigt sich das principium individuationis.

Dieses Prinzip sollte auch der Lehrer anerkennen und nicht allzusehr nach der geistigen Kongruenz seiner Schüler trachten. Bis zu einem gewissen Grade wird er es ja immerhin müssen, liegt es doch im Wesen des Erziehens. Will ich jemanden umformen, so strebe ich danach, ihn meinem Ideal anzunähern, das ein Resultat meiner denkenden Persönlichkeit ist, meinem Wesen zwar nicht kongruent, aber doch ähnlich.

Aber selbst bei der Einzelerziehung, wo ein Individuum ganz und gar einem Erzieher überlassen bleibt, wehrt sich das principium individuationis gegen solche Vergewaltigung. Wie viel mehr wird dieses also an einer öffentlichen Erziehungsanstalt der Fall sein, wo einer Vielheit von Schülern eine Mehrheit von Lehrern entspricht. Da gilt es denn, Toleranz zu üben! Sind vielfache Neigungen, mannigfache Geistesrichtungen unter den Schülern, unter den reifenden Jünglingen (denn um diese handelt es sich hier besonders, wo nicht ausschliesslich) vertreten, so ist das kein Grund zum Verdruss, sondern höchstens zur Freude. Eröffnet es doch die Aussicht in eine heitere Zukunft, wo die Geister ringen und Neues schaffen. In einer solchen Zeit zu leben galt schon dem streitbaren Schwert- und Federhelden Ulrich von Hutten als höchste Lust. Auch ist es grade kein Zeichen von allzugrosser Bescheidenheit, wenn der Lehrer sich einbildet, der Schüler müsse etwas ganz besonderes, etwas ganz hervorragend Gutes werden, wenn er grade so wird als sein Erzieher, wenn der Lehrer wähnt, grade er müsse der Achilles sein, den der Schüler Alexander imitandum sibi proponit.

Deshalb soll auch der Lehrer tolerant sein und unter Umständen auf rein geistigem, rein intellektuellem Gebiet

8*



andere Meinungen vertragen können; er muss immer bedenken, dass er nicht fertigen Männern, sondern werdenden Jünglingen gegenübersteht. Das Jünglingsalter ist aber die Zeit der fröhlichen, begeisterten Rezeption, wo das Herz fühlt, der Verstand noch nicht prüft. Jene Tage, da die „alte Schwiegermutter-Weisheit" den Menschen durchs Leben geleitet, da der Mann mit klaren, kühlen Begriffen in dem Bereich seines Wissens, in dem Kreise seiner Vorstellungen Ordnung schafft, kommen erst später. Eine Klasse geistig kongruenter Schüler zu schaffen, ist kein Ideal, eine solche wäre in einem chinesischen Kulturgebiete vielleicht an ihrem Platze, aber sicherlich nicht dort, wo ein jugendlich aufstrebendes Volk noch in harmonischer Verschiedenheit die höchste, wertvollste Einheit erblicken soll!

Doch darf man uns auch hier nicht missverstehen und etwa glauben, wir wollten den Grundsatz aufstellen, der Lehrer müsse einen jeden Schüler individuell unterrichten. Eine solche Forderung ist natürlich unsinnig, Lehrmethode und Forderungen müssen auf den Durchschnittsschüler eingerichtet sein, da jede besondere, individuelle Berücksichtigung einzelner Schüler zumeist eine Ungerechtigkeit gegen die nicht individuell gearbeiteten, d. h. die Schwächeren bedeutet, die Zeit und Interesse des Lehrers besonders nötig haben. So sehr man aber auch von der Wahrheit dieses Grundsatzes überzeugt sein mag, man braucht deshalb doch nicht persönliche Eigenart und individuelle Regungen zu hassen und zu verdammen. Auch hier heisst „alles verstehen, oftmals vieles verzeihen."

Zudem lehrt ja die Erfahrung, dass grade solche Lehrkräfte am eifrigsten das persönliche, oft unreife, aber doch immerhin strebende Interesse ihrer Schüler lächerlich machen und verurteilen, die selbst schon über die Welt der Probleme hinausgelangt sind, und sich am liebsten in der Froschteichbehaglichkeit der Bierkneipe sonnen. Das Betragen solcher Unfehlbarkeitsapostel trägt auch selten dazu bei, das Band zwischen Lehrer und Schüler enger zu schürzen; wissen wir doch alle, wie eng sich unsere Seele dereinst an die hing, die unsere jugendlichen Gedanken nicht nur mit einem überlegenen Lächeln abfertigten.

Am meisten müssten den Lehrer und Erzieher jene Stellen



interessieren, wo Schopenhauer sich mit edlem Zorn gegen die Wortwissenschaft wendet, die nur Worte, aber keine Begriffe, keine Erkenntnis vermittelt. Grade aus diesem Gesichtspunkte ist es ja wünschenswert, dass der Lehrer in seiner Fachwissenschaft nicht nur den Lernstoff der Schule kennt, sondern seine Disziplin philosophisch zu betrachten vermag, will sagen „wie sie vom höchsten, d. h. allgemeinsten Standpunkt aus, der innerhalb derselben möglich ist“ sich dem Betrachter darstellt. „Empirische Wissenschaften, rein ihrer selbst willen und ohne philosophische Tendenz betrieben, gleichen einem Antlitz ohne Augen.“

Natürlich gilt das im wesentlichen nur für die obersten Stufen, wo der Schüler allmählich ein Gefühl dafür gewinnt, ob die Dinge, die man ihm vermittelt, rechtes Wissen sind, d. h. Macht, die Welt, die Geschichte, die Sprachen unter Begriffe zu ordnen. Schopenhauer hat sicher nicht Unrecht, wenn er an dieser Statt einen Ausspruch der Alten anführt, die den Gelehrten ohne Philosophie dem Freier der Penelope verglichen, der sich mit den Mägden begnügte, weil der stolze Sinn der Herrin sein freches Begehren zurückwies.

Deshalb mahnt der Philosoph auch, in den Studien „mehr nach Erlangung richtiger Einsicht als nach Vermehrung der Gelehrsamkeit zu streben, und zu beherzigen, dass die Qualität des Wissens wichtiger ist, als die Quantität desselben.“ Der schroffe Unterschied zwischen Halbbildung und wahrer, wirklicher Bildung beruht durchaus nicht auf der Menge des Wissens, der Halbgebildete kann ein wanderndes Conversationslexikon sein und doch Zeit seines Lebens ein unglückseliges Zerrbild bleiben, der Affe des Weisen.

Gott sei Dank, greift ja diese Anschauung über die Behandlung der einzelnen Fächer immer mehr um sich, man braucht nur die frühere Behandlung der Geographie mit der jetzt üblichen zu vergleichen. Allerdings erlebte ich noch als Student, dass ein Lehrer seine Quartaner alle kleine Buchten der Balkanhalbinsel auswendig lernen liess, ein herrliches opus operatum, bei dem ihm jedenfalls das Herz schwoll vor Stolz und Freude. Nur die Qualität des Wissens, sein Reichtum an ordnenden Begriffen ist eine intensive Grösse.

Dem widerspricht nicht, dass Schopenhauer in seinem kleinen



Essay „über Erziehung“ ausdrücklich verlangt, die Anschauung vor dem Begriffe zu vermitteln; bezieht sich doch diese, von allen Pädagogen längst gewürdigte Regel auf den Kreis der realen Fächer. Auch auf diesem Gebiete ist der Begriff erst das wesentliche, ordnende, erlösende, befreiende, allerdings nur, sofern er mit Anschauung gesättigt ist, denn Begriffe ohne Anschauung sind blind.

Deshalb gilt es auch, bei der Lektüre der fremdsprachlichen Schriftsteller, in Sonderheit der Alten und des grossen Menschenspiegels Shakespeare, den Schülern den Geist zu vermitteln, der diese Werke adelt. Es ist besser, man findet bei der Lektüre irgend eines deutschen Aufsatzes, dass der Primaner sich die sokratische Lebensweisheit, wie sie ihm aus den platonischen Dialogen entgegenquoll, recht vergegenwärtigt hat, als dass er den Inhalt der Apologie, des Kriton papageienhaft herleiern kann. Wesen und Art des antiken Dramas, die herbe Tragik der Antigone kann den Schülern recht wohl aufgehen, ohne dass jeder Primaner noch am Semesterschluss weiss, was in dieser oder jeder Scene steht. Darum sollte man dafür sorgen, dass die Schüler den Geist der Bücher in sich aufnehmen und „in ihrem Herzen bewegen“, aber nicht danach trachten, dass sie die Bücher selbst wie ein trockenes Inventar mit sich herumschleppen, bis Vergessenheit sich auch dieser Schätze bemächtigt und sie nun nichts mehr haben, weil sie niemals das ihr eigen nannten, „was so köstlich ist.“

Eigentümlich ist die Stellung Schopenhauers zur Geschichte, der er gradezu die Berechtigung einer Wissenschaft abstreitet, weil sie nach seiner Meinung nicht allgemein gültige Begriffe vermittelt, sondern nur isolierte Fakta, weil ihr Interesse nicht auf das Allgemeine, sondern auf das Besondere, das Abweichende gerichtet ist. In dieser Schärfe lässt sich das Urteil unseres Philosophen sicher nicht aufrecht erhalten, aber dennoch ist in seinen Worten etwas Wahres enthalten.

Beschränkt sich der Geschichtslehrer bei seinem Unterricht ausschliesslich auf die Anführung von Thatsachen, ohne dabei Eigenart und Wesen aller menschlichen Entwickelung zu betonen, ohne hinter den grade handelnden Menschen den Menschen kat' exochen, den ewigen Menschen zu suchen, so wird sein Unterricht allerdings nicht viel Bildungswert besitzen. Ich wenigstens wüsste nicht, was



es bezwecken sollte, einem Quartaner trocken und eintönig griechische Geschichte zu dozieren. Etwas lernen wird er ja wohl dabei, doch wäre ihm bei solchem Betriebe chinesische Vorgeschichte oder die Urgeschichte der Inka-Peruaner vielleicht ebenso wertvoll. Doch die Historik ist gar nicht so schlimm daran; wie Schopenhauer an anderer Stelle selbst zugeben muss, vermittelt auch sie uns ein begriffliches Wissen, ist doch die Wesenheit des handelnden, leidenden Menschen ihr Begriff und Inhalt.

Diesen begrifflichen Inhalt sollte man daher schon auf der untersten Stufe möglichst herauskehren. Schon der Quartaner kann es begreifen, dass in den Perserkriegen die Macht des Gemüts über den Herrn dieser Welt den Sieg davonträgt, dass an den Thermopylen etwas Grosses, Ewiges geschah, nicht Menschen, sondern der Mensch dort zugleich unterlag und siegte. Und dann die herrlichen Gestalten der griechischen Geschichte, wie gross und stolz können sie an dem Auge des Knaben vorüberziehen. Ich brauche nur Miltiades, Leonidas und Themistokles, den Grössten der Grossen zu nennen; wie kann sich ein Knabenherz an ihnen erfreuen, eine kindliche Phantasie ihre Bilder umranken. Und dann erst Alcibiades; schwerlich könnte man einen Charakter konstruieren, der vom pädagogischen Standpunkte aus wertvoller wäre; hier lässt sich auch ohne Phrasen ein hohes Lied der Pflicht anstimmen mit dem Kehrreim: und deshalb zerrann ihm sein Leben und Wirken. Schwerer schon ist es, Leben und Tod des Sokrates dem Knaben zu veranschaulichen und daraus ewige, allgemeine Lehren zu gewinnen. Das unterlässt man auf der Unterstufe besser und gestattet erst Plato, den Jüngling mit dem Weisen von Athen bekannt zu machen.

So wird auch hier Schopenhauers Wort zur Warnung für den Lehrer, eine fruchtbare Warnung vor Wortschwall und Wortgelehrsamkeit, eine Warnung vor der Anhäufung isolierter Kenntnisse und zugleich eine Mahnung zur Ehrfurcht vor dem Inhalt aller Wissenschaft, dem Begriff, der Idee.

Doch damit wollen wir von unserem Danziger Landsmann Abschied nehmen. Jeder echte Philosoph will ein Lehrer der Menschen sein und von dem Grossen können auch die Kleinen mancherlei lernen. Noch immer stehen wir im Zeichen Schopenhauers. Wenn



vor wenig Jahren die blendenden Worte des Züricher Dichterphilosophen aufmerksame und begeisterte Hörer fanden, so war das im wesentlichen doch nur eine Huldigung, die das Jahrhundert unserem Landsmann darbrachte, verspätet zwar und unbewusst, aber dem Wissenden merklich und fühlbar. Auch wir sind hier am Schlusse der kurzen Abhandlung dem Meister Dank schuldig. Führten uns seine Erörterungen auch bisweilen allzuweit von den festen Dingen ab, hinüber in das leichte Reich der Gedanken, so kann das dem Lehrer nicht schaden, den in allen Mühsalen und Enttäuschungen seines Berufes etwas Unirdisches trösten muss, die Ahnung eines Ewigen und Unendlichen, die Ahnung von der „Idee des Menschen".

Gautama Buddha.

(Zum 8. April.)

Von

Paul Züricher.

Als Königssohn, im Purpurglanz geboren,
Erschien des Allerbarmers hoher Geist
Zum letzten Mal der Menschheit, die verwaist
Sich fühlte und zum Erdenleid erkoren.

Der Wahrheit Licht, sie hatte es verloren;
Die Finsternis erhob die Schwingen dreist;
Des Weltgeschehens Wagen war entgleist,
Und wer den Tag noch pries, fand taube Ohren.

Das sah der Grosse, dem der Wahn entschwunden,
Dass Wunscherfüllte je das Heil erlangen;
Drum warf er weg den Glanz, der ihn gebunden.

Dann lehrte rastlos Gautama die Bangen,
Den Weg zu gehen, auf dem er überwunden,
Bis ihn im Tod Nirvana sanft umfangen.



Die Upanishaden.

Von

Harald Arjuna van Jostenoode.

(Schluss.)

Christus konnte sich naturgemäss nur in Bildern und Gleichnissen bewegen, wenn er von so hohen Dingen sprach. Er musste die Wahrheit symbolisch auszudrücken suchen, wie in jeder wahren Religion.

Ueberhaupt kann man die Geschichte Jesu immer esoterisch erklären. Ich will wenigstens einige Andeutungen geben. So ist nach dem apostolischen Symbolum Christus „unser Herr", da der Atman (Gott) das oberste, alles erkennende und leitende Prinzip in uns ist. Er ist gleichen Wesens mit dem „Vater": denn Atman und Gott sind ja eins. Er ist gezeugt vom „heiligen Geist", natürlich: der ausserweltliche Gott (das Brahm) steht in Verbindung mit dem Geschaffenen durch das Wort oder den Geist, der beständig von ihm ausgeht. Er ist geboren aus der Jungfrau, d. h. aus dem Prinzip Buddhi, der obersten, reinsten Seelenkraft, die in den Religionen des Ostens als Jungfrau dargestellt wird, zwischen der männlich gedachten Sonne (Atman) und dem (weiblichen) Mond, zu ihren Füssen „die Schlange", d. h. das Böse, das sie besiegt hat, das hinter ihr im wesenlosen Scheine liegt. Die Jungfrau selbst muss „unbefleckt empfangen" sein, d. h. nichts von der „Erbsünde" haftet mehr an ihr, sonst kann der Atman nicht zu ihr kommen. Die Zeugung findet selbstredend auf übernatürlichem Wege statt: denn der Atman kommt von Innen (vom Reich der Himmel, das latent in uns ist) und nicht mit äusserlichen Gebärden. Bei der Geburt singen Engel und Hirten, d. h. die reinen Geister, und die „Einfältigen" erkennen allein das grosse Ereignis, während die klugen



Kinder der Welt das Kind (wie Herodes) auszurotten suchen. Denn sie lieben nicht das Licht, das in die Finsternis scheint und uns durch einen Stern auf das Kommen des „Heilandes“ hinweist. Der Atman ist anfangs klein, wie ein Kind in der Wiege, er wächst aber im Verborgenen, wie das Samenkorn, das in die Erde gelegt ist. Er zeigt sich zum ersten Mal in jedem Menschen deutlicher — wie beim zwölfjährigen Jesus —, wenn er weltliche Rücksichten hintansetzt, um zu Gott, dem „Vater“ (in sein Haus „den Tempel“) zu kommen, Licht zum Lichte. Es folgen dann die mystischen Stufen der geistigen Taufe, wodurch die „Wiedergeburt“ bewirkt wird, Zurückschlagen des „Teufels“, d. h. des Restes von egoistischen Gelüsten des „Fürsten dieser Welt“, der mystischen Hochzeit (die auch bei den Alchymisten eine so grosse Rolle spielt: weisse Lilie, roter Löwe u. s. w.), des Abendmahls und der Kreuzigung. Das Fleisch, d. h. der empirische Mensch muss völlig untergehen, wenn der Geist triumphieren soll. Dann erst erreicht man das „Nirvana“, d. h. die Vernichtung der Individualität und das Eingehen in Gott. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“, sagt Jesus: man muss das Kindlein von Bethlehem in sich aufnehmen und ihm die irdischen Dinge (die Gaben der drei Magier) opfern, dann wächst er in uns. „Dass er in dir geboren werde und dass du sterbest in dieser Erde und lebest ihm; nur dieses ja ist Bethlehem und Golgatha.“ Dass wir statt dessen den historischen Jesus als den Mittler allein ansehen, hat schon seinen Grund darin, dass es leichter ist ein konkretes Wesen anzubeten und aus Liebe zu ihm etwas zu thun, als ein abstraktes Gesetz zur Richtschnur zu nehmen.

So kann man auch z. B. die Hochzeit zu Kana symbolisch auffassen: Die Hochzeit ist das Sinnbild der Vereinigung der beiden höchsten geistigen Kräfte zur Erreichung der Vollkommenheit von Buddhi und Atman. Christus ist der Vertreter des stets männlich gedachten Atman, des göttlichen Geistes. Zu ihm tritt Buddhi, die Personifikation des weiblichen sich Hingebens an Höheres, die „Seele“, mit den Worten, er möge doch endlich das Wasser in Wein verwandeln, d. h. das gewöhnliche Wissen dieser Welt (Avidyâ), das nur eine Art des Nichtwissens ist, in das göttliche Wissen oder die Erkenntnis. Er aber hält die Zeit noch nicht für gekommen, so lange die Seele noch nicht reif dazu ist und weist sie ab mit den



Worten; „Weib, was habe ich jetzt schon mit Dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Später, als er den Zeitpunkt für gekommen erachtet, findet dann die Wandlung statt.

Dieser Vorgang findet in jeder Menschenseele statt. Unser Wissen ist auch heute noch in irdenen Krügen, und wir sehnen uns danach, endlich den Wein der Weisheit aus goldenen Schalen in vollen Zügen zu schlürfen. Aber die mystische Hochzeit ist nicht immer bereitet, und wer nicht im hochzeitlichen Gewande erscheinen kann, d. h. angethan mit der notwendigen glänzenden Hülle des wiedergeborenen Menschen, dem kann auch der historische Jesus kein Erlöser sein. Die Erlösung kommt von innen, sie ist ein mystischer Akt, beruht aber nicht auf der äusserlichen Annahme gewisser Dogmen.

Die grosse Lehre, die uns die Upanishaden geben, ist, dass der Atman, d. h. Gott nicht, wie wir gelernt haben, in der Natur erkannt werden kann, sondern dass er vielmehr das Subjekt, nicht das Objekt unseres Erkennens ist. Der Atman ist nur einer und derselbe bei allen Menschen. Es giebt, wie die Bibel sagt, nur einen Geist. Bloss seine Äusserungen sind verschieden. Die Erlösung beruht demnach darauf zu erkennen, dass man dem inneren Wesen nach Gott ist. „Wir sind göttlichen Geschlechtes“, sagt auch die Schrift; und „in ihm leben, weben und sind wir“. Nicht ein Gott, „der uns von aussen stösst“, kann uns retten, sondern das innere Licht, das, wie die Bibel sagt, Jeden erleuchtet, der in die Welt kommt. Es hat in Indien geschienen, schon viele Tausende von Jahren vor unserer Ära.

Wir sind so stolz auf unser Wissen und verachten die Inder, weil sie für ihre eigene Geschichte kein Interesse haben. Aber das Interesse für die Dinge dieser Welt nimmt in dem Masse ab, als man sich dem Ewigen nähert. Das Wissen ist, wie auch bei uns schon ein weiser Mann gesagt hat, nur eine Form des Nichtwissens. Und das Wissen dieser Welt bläht auf, sagt schon das alte Testament. Man muss sich vom Wissen und Nichtwissen ganz befreien, wenn man zu Gott kommen will. Nackt am Kreuz, von allem Irdischen entblösst, starb Gottes Sohn. Auch wir müssen uns kreuzigen, wenn der Sohn, der Atman, bei uns zum Durchbruch kommen soll. Dann erst erreicht man die Unendlichkeit. Als



Buddha die innere Erlösung fühlte, die Befreiung von allem Irdischen und das Aufgeben seines empirischen Ichs, das Alleinswerden erlangte, da sagte er: „Unsterblichkeit, ihr Mönche, ist gefunden.“

Die Upanishaden drücken denselben Gedanken (Ica-Upanishad des weissen Yajurveda v. 9—11 in meiner Wiedergabe) so aus:

Hinab in blinde Finsternis sie tauchen,
Die huldigen Avidyâ, dem Wissen dieser Welt;
Doch zu noch grössrer Dunkelheit gelangen,
Die ihr Ergötzen finden an des Wissens Schein.
Mit Wissen sagen sie im Grund dasselbe,
Was sonst sie auch als Nichtwissen bezeichnen;
So haben wir gehört von alten Weisen,
Die uns die Lehre überliefert haben.
Wer weiss, das Wissen und Nichtwissen Thorheit,
Der überschreitet leicht des Todes Schwelle,
Erreicht durch Nichtwissen das bessere Jenseits,
Gelangt durch Wissen zur Unsterblichkeit.

Auch unser Wissen ist nur zu oft, wie die Bibel sagt, Stückwerk und eine Thorheit vor Gott. Das Studium der erhabenen Lehren der Upanishaden aber führt zur Weisheit und dadurch zum Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Nichts besseres kann der Mensch hinieden thun, als treten
Aus sich und aus der Welt und auf zum Himmel beten.

Es sollen ein Gebet die Worte nicht allein,
Es sollen ein Gebet auch die Gedanken sein.

Es sollen ein Gebet die Werke werden auch,
Damit das Leben rein aufgeh in einem Hauch.

Rückert, Weisheit des Brahmanen.



Die theoretische Grundlage der Astrologie.

Von

H. S. Green.

(Fortsetzung.)

III. Die drei Cyklen.

Dass die äusseren Stellungen der Planeten im Sonnensystem zu gewissen inneren Kraftpotenzen und Intelligenzen in Beziehung stehen, ist zweifellos; und Pflicht des Astrologen ist es, die Berechnung dieser Kräfte zu versuchen und die Thätigkeit der Intelligenz zu verstehen. Alles Äusserliche und Offenbarte ist nur ein Symbol des Inneren und Unoffenbarten; und diese Wahrheit bethätigt sich im ganzen Kosmos; übrigens ist genau genommen dieser Satz nur eine andere Form für das Gesetz, dass die Wirkung das Mass der Ursache ist. Der Arzt, nach äusseren Symptomen urteilend, bemüht sich bis zur inneren Krankheit durchzudringen, welche jene hervorbringt. Der Physiognome, Phrenologe, oder Chiromant versucht innere Erscheinungen nach ihren äusseren Wirkungen zu ermessen. Und alle diese Thätigkeiten beruhen auf demselben einfachen, eben wiederholten Gesetze, — dass die Wirkung das Mass der Ursache ist. Die Ursache — im Menschen — ist die ewig-thätige, unsterbliche Seele, welche in ihm eingeboren ist. Sie besitzt ihre besonderen Charaktereigenschaften, Kräfte und Intelligenz vor der Geburt, welches alles fähig ist, langsam um sich herum einen Körper aufzubauen und so äusserlich auszudrücken, was tief in der Seele selbst verborgen liegt. Eine noch grössere Seele offenbart sich in einem Planeten; aber so verschieden sie auch von der unsrigen sein mag, die äusseren Eigenschaften jedes Himmelskörpers sind stets Fingerzeige der Natur jener Einheit innerlicher Kraft, durch welche er aufgebaut ist.

Wenden wir diese Idee auf die grössere Einheit, auf das gesamte Sonnensystem an, so werden uns die Stellungen der verschiedenen Himmelskugeln, welche das System bilden, von Zeit zu Zeit die Veränderungen der Ideen und Kräfte ansagen, welche das Ganze beleben. Diese müssen wir dann in unsere irdischen Begriffe übersetzen, bevor wir ihren weltlichen Einfluss voll er-



kennen können; das heisst also, wir müssen die Veränderungen im Sonnensystem vom Standpunkte irdischer Vorgänge aus beurteilen.

Die Bewegungen, die unsere Erde und ihr einziger Satellit ausführt, sind dreierlei: Da ist zuerst die Umdrehung (Revolution) der Erde um die Sonne; zweitens die Umdrehung des Mondes um die Erde; und zuletzt die Drehung der Erde um ihre eigene Achse. Diese drei Kreise oder Cyklen geben das entsprechende Mass für ein Jahr, einen Monat und einen Tag; und von diesen dreien hängen fast alle Regeln der Astrologie ab. Sie können kurz verglichen werden mit Geist, Seele und Körper des Menschen. Der Kreislauf des Jahres hängt von der Sonne ab, dem wichtigsten Gliede des Systems, und lässt sich mit dem Geiste oder dem unsterblichen und ewigen Ego des Menschen vergleichen, welches ewig bleibt, wenn auch alles neben ihm zerfällt. Der Kreislauf des Monats, abhängig vom Monde und seinen verschiedenen Stellungen zu Sonne und Erde, lässt sich mit der Seele vergleichen, welche in der Mitte zwischen Geist (Sonne) und Körper (Erde) steht, und welche jeden Tag erneut oder wiedergeboren wird, genau wie der zunehmende Mond dem abnehmenden folgt oder dem Tode im Lichte der Sonne. Zuletzt endlich kommt der Kreislauf des Tages, welcher durch die Drehung der Erde um ihre eigene Achse hervorgerufen wird und sich mit dem Körper des Menschen vergleichen lässt.

Diese drei wollen wir weiter mit Vater, Mutter und Sohn vergleichen. Die Sonne in der Astrologie und Mythologie ist der Vater, der Mond die Mutter und die Erde ihr Kind, im Besitze der inneren Kraft beider. Dies verhält sich auch buchstäblich so, wenn es auch der modernen Wissenschaft zuwiderläuft. Sie sind Osiris, Isis und Horus des alten Aegypten, und sie bilden den astronomischen Schlüssel zu den Dreifaltigkeiten vieler Religionen. Im physischen Leben bedeutet die Sonne Eigenschaften vom Vater ererbt, und der Mond Eigenschaften der Mutter; doch müssen wir, wenn wir das auf die Praxis anwenden wollen, noch andere Faktoren, welche wir sogleich erwähnen wollen, in Betracht ziehen; also noch einmal, geistige Eigenschaften müssen auf die Sonne bezogen werden, psychische auf den Mond und die physische Erde liefert das Material für den Körper.



Alle drei Cyklen, der der Sonne, des Mondes und der Erde geben die Zeitmasse und Register der Planetenstellungen, die von der grössten Bedeutung in der Astrologie sind. Der erste dieser drei, der Cyklus der Sonne, giebt unserer Erde ihren Tierkreis (Zodiakus) und ist der Cyklus der Revolution der Erde um die Sonne. Dieser Zodiakus ist, wie wir alle wissen, in viele Unterabteilungen geteilt in Gemässheit eines Systemes, welches wir näher betrachten müssen, wenn wir tiefer in die Geheimnisse der Astrologie eindringen wollen. Nehmen wir eine Ellipse, welche sich beinahe der Kreisform anschliesst, so scheint gar kein Grund vorhanden zu sein, sie mit mehr Berechtigung von einem Punkte aus zu messen als von einem beliebigen anderen. Der Weg unserer Erde um die Sonne, welcher die Basis unseres Tierkreises bildet, beginnt, wie allgemein bekannt, an dem Punkte ihres Laufes, an welchem die Sonne unseren Aequater in nördlicher Richtung zu kreuzen scheint. Warum der Tierkreis von hier und nicht vom entgegengesetzten Punkte, oder von einem der Aequinoktien aus gemessen werden soll, kann ich nicht einmal vermuten; aber es ist eine Thatsache, die durch Jahrhunderte astrologischer Beobachtung bestätigt ist, dass Aries (Widder), das erste Zeichen des Tierkreises, wirklich am Frühlingsäquinoktium beginnt und nirgends sonst. Dieser Cyklus der Sonne versieht uns also mit den zwölf Zeichen des Tierkreises.

Der dritte Cyklus wird durch eine vollständige Rotation der Erde um ihre Achse gebildet, und er liefert uns, gleichfalls in zwölf gleiche Teile geteilt, die zwölf weltlichen Häuser.

Der zweite oder dazwischenliegende Cyklus ist der lunare (Mondcyklus) und wird von Neumond zu Neumond gerechnet. Er liefert den phantastischen „Schicksalskreis“, den ich ausführlich in „Astrologers Magazine“ Bd. 5 behandelt habe.

Rein relativ ist der erste dieser Cyklen und wird von einem bestimmten Punkte an gerechnet, an welchem die Erde eine bestimmte Stellung mit der Sonne einnimmt; dieser Punkt wechselt Jahr für Jahr.

Auch der zweite Cyklus ist relativ. Sein Anfangspunkt ist in dem Augenblicke gefunden, wenn der Mond zwischen Sonne und Erde steht, alle drei Körper in einer geraden Linie, das will also



sagen bei Neumond. Er ist in zwölf Teile geteilt, die von der Bewegung des Mondes abhängen. Wenn der Mond sich 30 Längengrade von der Sonne fortbewegt hat, ist das erste Mond „Haus" vollendet und das zweite beginnt; wenn er auf seinem monatlichen Laufe um 60° der Sonne vorausgeeilt ist, ist das zweite Mondhaus vollendet und das dritte beginnt; und so weiter; der Vollmond oder die Opposition (Gegenstellung) hat stets die Kratt des siebenten Hauses, gleichgiltig, wo er eintritt, und stets sind jedem Mondhaus 30° zuerteilt im ganzen Umlaufe des Mondes durch diesen Mondzodiakus. Man sieht, dass dies einem Mondtierkreise völlig gleichkommt, dessen Anfang von der Stellung der Sonne im Erdzodiakus aus gerechnet werden soll, und das giebt, wie ich schon gesagt habe, jedem Aspekt, den die Sonne mit dem Monde oder mit irgend einem Planeten bildet, einen besonderen Sinn. Eine Sonnenkonjunktion fällt mit dem ersten Hause zusammen und ist diesem gleichwertig; eine linke halb-sextile (gesechste [30°] Stellung eines Planeten zur Sonne, wenn dieser 30° weiter auf dem Tierkreise vorgerückt ist, als die Sonne, bildet den Aspekt des zweiten Hauses uud hat auch die Bedeutung dieses Hauses; eine linke gesechste (sextile) Stellung, also wenn der Planet 60° weiter vorgeschritten ist, als die Sonne, hat den Einfluss des dritten Hauses, und so fort; zwölf Aspekte, für jedes Haus einer. Diese Verbindung von Aspekten mit dem Mondcyklus giebt jedem Aspekt einen neuen ganz besonderen Sinn.

Der dritte Cyklus endlich ist nicht relativ, er ist die einfache Achsendrehung der Erde und hat keine besondere Beziehung zu Mond oder Sonne. Er ist der Cyklus, welcher uns am nächsten angeht; er liefert uns nämlich die weltlichen Häuser; er bildet die Hauptbasis von mehr denn einem der Hauptsysteme und hat zu allen die engsten Beziehungen. Dieser Cyklus ist die Grundlage aller Astrologie. Wie unser physischer Körper, so beeinflusst auch dieser Cyklus, da er uns am nächsten liegt, uns am meisten. Aus diesem Grunde dürfte es wohl besser sein die Erläuterung der Unterabteilung der Cyklen mit den weltlichen Häusern zu beginnen, als mit den Zodiakal-Zeichen.

(Fortsetzung folgt.)



Rundschau.

Frau Annie Besant, deren Porträt wir in diesem Hefte publizieren, wurde im Jahre 1847 zu London geboren. Ihr Mädchenname war Annie Wood. Ihre Mutter stammte aus Irland. Väterlicherseits ist sie mit der Familie des Lord-Kanzlers Hatherley aus Devonshire verwandt. Fünf Jahre alt, verlor sie ihren Vater und kam nach Harrow, wo ihre Mutter ein Knabenpensionat begründete. Von Kindheit an streng religiös erzogen, vermählte sich Annie 1867 mit Rev. Frank Besant, einem jungen Geistlichen, der damals als Lehrer in Cheltenham thätig war und bald darauf Pfarrer zu Sibsey in Lincoln wurde. Die starr conservativen Anschauungen des Gatten, seine brutale Gesinnung, namentlich aber religiöse Meinungsdifferenzen der schärfsten Art führten schon nach kurzer Zeit (1873) zur Scheidung. Dem politischen Radicalismus in England und insbesondere der irischen Unabhängigkeitsbewegung seit langem zugethan wandte sich Annie nun vollends dem Socialismus zu. Nach einem Jahre der grössten Entbehrungen — hungernd hielt sie sich mit ihrer kleinen Tochter oft tagelang im Britischen Museum auf — fand sie endlich (1874) in der Redaction des „National Reformer“ (Freidenker-Blatt) entsprechenden Erwerb und wurde bald durch ihren ungewöhnlichen Geist und ihr ungewöhnliches Temperament als Schriftstellerin und Rednerin (regelmässige Vorträge in der Freidenker-Gesellschaft „Secular Union“, dann in der „Law and Liberty League“) in den weitesten Kreisen bekannt. Eine Zeit lang trat sie für den Neo-Malthusianismus, für die Rede- und Pressfreiheit in England, für ethische, pädagogische, socialpolitische etc. Reformen ein, gab später mit W. T. Stead (dem bekannten Leiter der „Review of Reviews“) das Fife-Penny-Blatt „Link“ heraus, in dem sie socialistische Principien leidenschaftlich verfocht, und lernte schliesslich (durch Stead) Mme. Blavatsky und deren Werke („Secret Doctrine“ etc.) schätzen. Aus der „Materialistin“ wurde (1890) eine Spiritualistin strengster Observanz; als Mitarbeiterin der Blavatsky wirkte sie nun in zahlreichen Schriften und Vorträgen, die eine erstaunliche Verbreitung fanden, für die Lehren der Theosophie und wurde nach dem Tode ihrer Meisterin (1891) eine der Hauptstützen der Theosophischen Gesellschaft. Mit G. R. S. Mead giebt sie seit Jahren die Monatsschrift „Lucifer“ (jetzt Theosophical Review) in London heraus. Ihre Reise nach Indien (1894, mit Oberst Olcott) gestaltete sich zu einem Triumphzuge.

Aus der grossen Reihe ihrer Schriften seien die folgenden hervorgehoben: „Der Tod — und was dann?“, „Die sieben Principien oder Grundteile des



Menschen", „Reincarnation oder Wiederverkörperungslehre", „Die Zukunft, die unser wartet", „Der Mensch und seine Körper", „Die Geburt und die Entwicklung der Seele", Uralte Weisheit", „Karma" etc.

Die Theosophische Gesellschaft verdankt ihre hauptsächlichste Verbreitung in den ausserdeutschen Ländern den zahlreichen Vortragsreisen von Frau Annie Besant. Als Rednerin wird sie uns von Augenzeugen als unübertrefflich bezeichnet. Ihre Sprache ist klar und jedermann verständlich, die Gedanken reihen sich ungezwungen und fliessend ineinander. Jederzeit stehen ihr Rede und Gedanken zu Gebote, eine in dieser Weise seltene Veranlagung. — Ihre Werke beschäftigen sich hauptsächlich mit der Popularisierung theosophischer Ideen und Anschauungen. Zusammengefasst hat sie ihre theosophischen Erfahrungen in dem trefflichen kleinen Handbuch der Theosophie „Uralte Weisheit" (vgl. den beiliegenden Prospekt). Mit Recht gilt sie als „eine der begabtesten und erfolgreichsten Vorkämpferinnen der mystischen Bewegung am Ende des Jahrhunderts."

Dreisinnige. — Durch die Spalten unserer Tageszeitungen gingen vor einigen Wochen die nachstehenden Mitteilungen über die Erziehung von Taubstummen, die zugleich blind sind. Wir entnehmen aus den Notizen, mit welcher ungeheuren Mühe diese für unser Empfinden unglücklichen Menschen unterrichtet worden sind und mit welch schönem Erfolg. Dabei stieg mir der Gedanke auf, ob es nicht möglich und vielleicht bedeutend leichter wäre, durch telepathische Einwirkungen solche Geschöpfe zu erziehen. Wir werden ständig durch von aussen kommende Gedanken beeinflusst, dies oder jenes zu thun. Dabei wird uns nicht die Vorstellung in der Form übertragen, in welcher der sich dessen bewusste oder unbewusste Absender des Gedankens, den Gedanken wahrnimmt, sondern der Gedanke (Begriff) nimmt im Astralen eine ihm correspondierende geometrische Form an, welche sich im Bewusstsein des Empfängers in die ihm geläufigen Formen räumlich-zeitlicher Vorstellungen verwandelt. Diese dem Empfänger geläufigen Formen würden freilich bei einem taubstummen Blinden uns fünfsinnlichen Menschen unbekannt sein, sie müssten aber qualitativ den unsrigen gleichwertig sein. Dagegen würden sich bei einem derartig telepathischen Verkehr bei uns die Gedanken des taubstummen Blinden in die uns geläufigen Vorstellungsformen übertragen. So wäre die Möglichkeit eines telepath. Verkehres dargethan. Dass dreisinnige Wesen leichter auf solche Communikationsmittel reagieren würden, als fünfsinnige, ist verständlich, da bei ihnen die Vielheit der äusseren Eindrücke eine beschränktere ist, als bei fünfsinnigen Menschen. Es bedürfte dazu nur fünfsinniger Menschen, welche im Stande sind, einen solchen Verkehr einzuleiten und Ideen anderer in genügender Weise telepatisch wahrzunehmen. Möchten doch unter unseren Okkultisten Menschen heranwachsen, welche sich solcher Arbeit unterziehen könnten. Wird doch der telepathische Verkehr einst allgemein der schnellste und bequemste Verkehr zwischen den Seelen sein, wie er es jetzt schon unter den „Wenigen" ist. Hier liegt ein unendliches Feld für fruchtbare Studien! —

Die Berichte lauten: Der Unterricht einer Taubstummen und Blinden. Der französische Schriftsteller M. Arnoult erzählt in „La



Quinzaine“ die rührenden Einzelheiten über die Methode des Unterrichts eines blind und taub geborenen Mädchens. Es handelt sich um die im Jahre 1885 geborene Tochter Marie des Böttchers Heurtin aus Vertou. Man kann sich das Entsetzen der Eltern vorstellen, als ihnen zuerst die Gewissheit wurde, dass das Kind nicht sehen, und bald darauf, dass es nicht hören und sprechen könne — dass das im übrigen kräftige und wohlgestaltete Kindchen blind und taubstumm zugleich sei: dabei zeigte es eine eigentümliche Lebhaftigkeit. Da sie durch Berührung merkte, dass irgend etwas noch in der Aussenwelt existiere, wurde die Kleine wütend und geberdete sich wie toll: ihre Physiognomie nahm einen gradezu wilden Ausdruck an; sie schlug um sich, zerfleischte sich, und brachte ihre Umgebung zur Verzweiflung. Die Taubstummenanstalten wollten sie nicht aufnehmen, weil sie blind, und die Blindenanstalten nicht, weil sie taubstumm war. Zu Zeiten brach sie in Lachen aus und schien mit sich selbst zu sprechen. Ihr armes kleines Bewusstsein erwachte, in dem Masse, wie es in dieser Finsternis geschehen konnte. Man hielt sie für eine Idiotin und brachte sie in das Kinderirrenhaus zu Nantes. Der Aufenthalt daselbst steigerte ihr ungeberdiges, wildes Wesen zur Raserei. (Ich bin überzeugt, dass durch geeignete telepathische Einwirkung dieser Zustand hätte bald gehoben werden können. P. Z.) Schliesslich nahmen sie die Schwestern von Notre Dame de Larney bei Poitiers auf: bei der Aufnahme war das Kind eine Art wütenden Monstrums; zwei Monate hindurch liess seine Wut nicht nach, es wälzte sich auf der Erde, schlug mit den Händen den Boden und stiess eine Art verzweifelten Bellens aus. Schwester Margarete übernahm die Aufgabe ihrer Erziehung, und sie fing so an: das Kind liebte gar sehr ein bestimmtes kleines Taschenmesser, die Schwester nahm es ihr weg. Natürlich wurde Marie böse darüber. Dann gab die Schwester es ihr zurück, indem sie die Hände des Kindes nach dem Zeichen kreuzte, das im figürlichen Alphabet der Taubstummen das Messer bedeutet. Dann nahm sie das Messer wieder zurück. Um es wieder zu erhalten, machte das Mädchen das eben gelernte Zeichen. Auf dieselbe Art lehrte man es, eine bestimmte Anzahl von Gegenständen, ein Ei, Brot, einen Briefumschlag u. s. w. zu bezeichnen. Das war der erste Lichtstrahl — das Kind hatte gelernt und begriffen, dass eine Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand bestehe. Die Schwester lehrte es alsdann das mimische Alphabet der Taubstummen; aber die Taubstummen sehen — man musste also für Marie das mimische Alphabet in ein fühlbares Alphabet umwandeln und ihr die Zeichen auf die Hände legen. So hatte sie zu ihrer Verfügung eine Sprache, in der man ihr die Dinge in unbegrenzter Zahl bezeichnen konnte. Sie sprach, um so zu sagen. Endlich an dritter Stelle fing sie an, nach der Methode Braille zu lesen, das heisst durch das gestochene Alphabet, dessen sich die Blinden bedienen. In einem Jahre vollführte die grosse Intelligenz der Kleinen diese ganze grosse Arbeit. Nun hiess es sie zu unterrichten. Der durch das Gefühl zu stande gekommene Vergleich zwischen dem Wuchs zweier ihrer Gefährtinnen gab ihr die Kenntniss der Grösse. Indem sie Lumpen und die Kleider einer vornehmen Frau betastete, gelangte sie zu der Vorstellung von Reichtum. Die Berührung von Runzeln, die sie mit der straffen Frische ihres



Gesichtes verglich, erweckte die Idee des Begriffes „Alter“. Endlich erriet Marie allein die Vorstellung von Zukunft, und sie bezeichnete sie selbst, indem sie plötzlich die Arme ausstreckte und voran marschierte. Eine Schwester starb, und das Kind erhielt durch Berührung der Leiche ein gewisses Bild vom Tode. So lernte sie nach und nach die tausenderlei verschiedenen Bedingungen des Lebens kennen, und darüber kam es oft zu furchtbaren Revolten — sie vermochte nicht, diese harten Gesetze des Daseins zu begreifen. Nach vielen Mühen gelang es, ihr begreiflich zn machen, dass es in uns ein liebendes Prinzip giebt, das nicht der Körper ist, und sie erfuhr, dass sie eine Seele habe. Sie liebte die Sonnenwärme: man machte es ihr klar, dass irgend jemand die Sonne gemacht habe. Sie glaubte, es sei der Bäcker, der Besitzer des Backofens, der wie die Sonne wärmt. Man erklärte ihr, dass der Urheber der Sonne weit über den Menschen stehe, und sie erlangte eine Art Kenntniss von Gott. Nach und nach lernte sie den Katechismus, die Heiligengeschichte, die Grammatik, die Geographie Jetzt strickt sie Strümpfe und häkelt — und sie ist glücklich. . . .

I. W. in „Tägl. Rundschau“.

Ein Fachmann, der Direktor einer Taubstummenanstalt, schreibt dazu:

Die Mitteilung über Marie Heurtin aus Vertou veranlasst mich, über eine andere Taubblinde zu berichten, die sowohl eine Bestätigung des Ausspruchs bildet, dass es der Geist ist, der sich den Körper baut, als auch Zeugnis davon ablegt, zu welcher hohen Geistesstufe selbst Dreisinnige gelangen können, wenn reicher geistiger Begabung günstige äussere Verhältnisse zur Seite treten. Dem Major A. H. Keller in Tuscumbia, Alab., wurde am 27. Juni 1880 eine Tochter geboren, Helene Keller, die in ihrem 18. Lebensmonate Gehör nnd Augenlicht vollständig verlor. Das geistig rege Kind wurde in seiner durch das doppelte Gebrechen verursachten Vereinsamung eine wahre Qual für seine Umgebung; ein wahrhaft „teuflischer“ Streich gab den letzten Anstoss, sie unter sachkundige Leitung zn stellen. Die Wahl der Lehrerin, A. M. Sullivan, war überaus glücklich. Diese, ein Waisenmädchen, war bis zu ihrem 18. Lebensjahre fast ganz blind gewesen. Auf Vorschlag des bekannten Telephonerfinders, früheren Taubstummenlehrers A. Gr. Bell übernahm Frl. Sullivan 1887 die Erziehung der Taubblinden. Zunächst hatte sie einen harten Kampf mit der ganz verwilderten Dreisinnigen zu bestehen; nach ihrer eigenen Aussage würde sie ohne physische Gewalt nichts erreicht haben. Erst nach Wochen fast übermenschlicher Arbeit wurde es anders, und zwar von dem Augenblicke des Beginnens bewusster Sprecherlernung an. Es würde den Rahmen dieser Mitteilung überschreiten, wollte ich über die Art der entstehenden Gedankenassoziation mich hier genauer aussprechen und deren Möglichkeit bei einer Taubblinden wissenschaftlich begründen*). Hier nur die Ergebnisse. Als Sprachmittel konnte nur das Gefühl

*) Siehe hierüber: O. Danger, Dreisinnige. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie“: Die Kinderfehler. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne, 1899, und Helen Keller Souvenir, Volta Bureau. Washington 1900.



bzw. der Tastsinn in Betracht kommen. Dieser Sinn verfeinerte sich bei Helene mit jedem Tage des Unterrichtes. Sie erkennt jeden im Vorhause an ihrem Zimmer vorübergehenden Bekannten am Tritte, ganz genau aber am Händedrucke, fühlt es schon, wenn ein kleines Kind barfuss durch ihr Zimmer geht. Als Gedankenträger diente zunächst das Fingeralphabet und die Braillesche Blindenschrift. Hierüber schrieb Fräulein Sullivan 1894: „Sobald Helene zu der Erkenntnis gekommen war, dass jedes Ding einen Namen hat, und dass ein Mensch dem anderen Menschen die Namen mitteilen kann, da arbeitete sie mit Freude, da ruhte sie nicht, bis sie jedes Ding in ihrer Umgebung durch das Fingeralphabet bezeichnen konnte. Noch erfreulicher war der Wechsel im Charakter des Mädchens. Hierüber schrieb Fräulein Sullivan 1894: „Mehr als durch ihren hellen Geist erwirbt sich Helene durch ihr liebevolles und sympatisches Herz die Zuneigung aller, mit denen sie in Berührung kommt. Jeden Tag versichert sie mir, sie sei das glücklichste Kind der Welt." — Drei Jahre nach Beginn des Unterrichtes trat ein Wechsel in der Unterrichtsmethode ein. Helene sollte sprechen und die von anderen Menschen gesprochene Sprache ertasten lernen, wie Taubstumme die Sprache von den Lippen ablesen. Mit Hilfe einer Taubstummenlehrerin wurde das Ziel erreicht. So reich begabt Fräulein Sullivan auch ist, so wuchs ihr ihre taubblinde Schülerin geistig doch über den Kopf. Der wissenschaftliche Untericht Helenens wurde, nachdem sie 1897 die Vorprüfung der Cambridge School (Harvard University) derart bestanden hatte, „dass sie von keiner vollsinnigen jungen Dame übertroffen war", dem Professor Keith von der Radcliffe School übertragen. Am 29. und 30. Juni 1900 bestand H. Keller die Aufnahme-Prüfung der Universität Radcliffe, und zwar im Griechischen, in der englischen Litteratur, Algebra, Geometrie und im Lateinischen — in letzterem Fache mit besonderer Auszeichnung. Die Prüfungsarbeiten fertigte H. Keller mit ihren Schreibmaschinen an. Zur Zeit ist sie eine matrikulierte Studentin des Radcliffe College (Frauenabteilung der Universität Harvard). Man sieht mit gerechter Spannung der weiteren Entwicklung dieser Taubblinden entgegen.

Das nächste Heft: Im Aprilheft bringen wir die Artikel von Johnston, Carus, Hartmann und Besant zum Abschluss und werden den in diesem Hefte ausgefallenen Artikel über das Tierkreiszeichen Widder dem des Taurus im Aprilhefte anfügen. Als Portrait bringen wir den unsern Lesern aus den früheren Bänden der Rundschau bekannten Swami Vivekananda.

Gustav W. Gessmann hat die Absicht, ein Handbuch der hygienischen und geistigen Reformbestrebungen der Gegenwart herauszugeben. Es enthält Beiträge von ersten Fachleuten und bringt zahlreiche Biographien und Porträts von Persönlichkeiten, welche sich in der Reform-Bewegung unserer Zeit ausgezeichnet haben, und erscheint in einer beglaubigten Mindest-Auflage von 20.000 Exemplaren. Der aus dem Verkaufe des Handbuches sich ergebende Reingewinn wird vom Herausgeber zur Unterstützung würdiger, Reformzwecken gedachter Art dienender Anstalten und Vereine gewidmet. Die erzielte Reingewinn-Summe wird in Prämien zu 100 Kronen eingeteilt und soll deren Verwendung und Zu-

weisung von einem besonderen Protectorats-Comité bestimmt und überwacht werden. Dasselbe wird aus den Vorständen der einschlägigen Vereine und sonstigen in der Reformbewegung unserer Zeit hervorragenden Persönlichkeiten gewählt. Das Werk soll ein rein sachliches und unparteiisches Bild über die auf den Gebieten der Gesundheitspflege, Moral, Ethik und Kunst in den letzten Jahrzehnten gemachten Reformbestrebungen geben. Es soll dem Leser ermöglichen sich über die verschiedenen Zweige dieser Bewegung ein eigenes richtiges Urteil zu bilden. Der Gegenstand soll in einzelnen knapp und übersichtlich gehaltenen Artikeln aus der Feder der berufensten Fachleute nach lexikarischer Art abgehandelt werden. Jedem dieser Artikel wird das Bild dessen Verfassers beigegeben werden. So wird dieses Handbuch ein ganz eigenartiges und anziehendes, für die Erkenntnis der Kulturbewegung unserer Zeiten hochbedeutsames Compendium, welches unter anderem nachstehend verzeichneten Inhalt haben wird. I. Die Naturheilkunde und deren Factoren. Allgemeines. Licht. Luft. Wasser. System Kneipp. System Rikli. System Lahmann. System Alimonda. System Glünicke. System Kuhne. System Schroeder. System Jäger. System Thure Brandt etc. Der Vegetarismus. Lichtheilkunde. Elektrotherapie. Kräuterheilkunde. Homöopathie. Elektrohomöopathie. Hypnotismus. Heilmagnetismus. Kohlensäurebäder. Klimatische Curorte. Terraincuren. Athemgymnastik. Gesundheitsgymnastik. Natürliche Heilquellen. Die Nährsalze. Lignosulfit. Reformkleidung. Lebensmittel und Lebensmittelfälschung. Impfgegner. Narkotismus. Alkoholismus. Absolute Abstinenz etc. Schulmedicin und Naturheilkunde. Die Stellung der Frau in der Naturheilbewegung. Die Bedeutung der Naturheilkunde für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes etc. etc. II. Geistige und ethische Reformbestrebungen. Allgemeines. Die Theosophie. Moderne Metaphysik. Die ethische Kultur von Egidy und Gizycki. Die Friedensfreunde. Die Heilsarmee. Der Tierschutz im allgemeinen. Der Vogelschutz. Die Vivisection. Moderne Pädagogik. Der Okkultismus. Der Spiritismus. Die Feuerbestattung. Weltvereine. Armenpflege. Duellfrage. III. Geistige Reformbestrebungen in Kunst und Literatur. Die moderne Architektur, Bildhauerei, Malerei und angewandte Kunst. Die moderne Musik. Das moderne Theater. Die moderne Literatur. Die Sprachenreinigung. Weltsprachen etc. IV. Biographien von in der Reformbewegung hervorragenden Persönlichkeiten. V. Anhang. 1. Verzeichnis der einschlägigen Anstalten. 2. Verzeichnis der einschlägigen Vereine. 3. Verzeichnis der einschlägigen Zeitschriften. 4. Verzeichnis der empfehlenswerten einschlägigen Literatur. 5. Annoncen. Um die immerhin bedeutenden Kosten dieses gemeinnützigen Unternehmens zu decken und einen entsprechenden Reingewinn zu erzielen, ist es nöthig, dass alle an unserer Bewegung interessierten Persönlichkeiten, Anstalten und Vereine ihren Einfluss aufbieten, um eine bedeutende Anzahl von Exemplaren des Handbuchs abzusetzen. Zu diesem Zwecke ergeht an Alle die herzliche Bitte, dem Werbe-Ausschuss für dies Unternehmen beizutreten und in Allen Kreisen Subscribenten für das Handbuch zu sammeln. Der Subscriptionspreis des elegant ausgestatteten „Handbuches für hygienische und geistige



Reformbestrebungen der Gegenwart" beträgt höchstens 3 Mark. Der Buchhandlungspreis wird entsprechend erhöht werden. Die Ausgabe des Handbuches ist spätestens für den Herbst 1901 in Aussicht genommen. Die Zusammensetzung des Protectorats-Comités, sowie der genauere Modus der Verteilung des Reingewinnes wird später bekanntgegeben werden.

Zur **Exkommunication Leo Tolstois** lesen wir im Berl. Lokal-Anzeiger (vergl. N. M. R. Bd. III Seite 349, 350):

Die Excommunikation Leo Tolstois hat in allen Schichten der Bevölkerung ungeheures Aufsehen erregt und bildet augenblicklich das Tagesgespräch, das alle andern Fragen in den Hintergrund drängt. Soviel mag konstatiert werden, dass der Sendbrief des Synods nicht den Eindruck auf die intelligente russische Orthodoxie gemacht, den Pobjedonoszew, unzweifelhaft der Urheber jenes Aktes, erwartet haben mochte. Er hat vielmehr die entgegengesetzte Wirkung hervorgerufen, und es herrscht nur eine Meinung, nämlich, dass der Synod einen groben Fehler begangen habe. Leo Tolstoi erscheint durch die Excommunikation auch nicht einem seiner Mitbrüder als Geächteter, er ist, wenn möglich, nur noch populärer geworden. Ueberall hört man den Ausruf: Wie konnte so etwas in unserem Zeitalter geschehen?! Ich sprach heute den intimen Freund des Grafen Tolstoi, der äusserte, dass, soweit er den sonnenklaren Charakter Leo Tolstois kenne, die Excommunikation bei ihm keinen niederschmetternden Eindruck hervorbringen, ihn auch nicht von seinen Ansichten und Ueberzeugungen werde abbringen können, von denen er sich niemals trennen würde. Ein Stein des Anstosses war er der Orthodoxie schon lange, die ihn längst beseitigt hätte, vielleicht nach einem entfernten Kloster, wenn er nicht eben Tolstoi wäre, dessen Verschwinden mit unabsehbaren Folgen für die Regierung verknüpft gewesen wäre. Es herrscht grosse Missstimmung darüber, dass man jenen Sendbrief grade jetzt ausgegeben hat, wo der Graf so leidend ist. Den unmittelbaren Anlass zu der Excommunikation gab Graf Tolstois letzter Roman „Auferstehung", in der Tolstoi sich gegen den orthodoxen kirchlichen Ritus wendet.

Tolstois Dank. Auf die vielen Kundgebungen, die Tolstoi aus Anlass seiner Ausschliessung aus der griechischen Kirche zugegangen sind, veröffentlicht er folgenden Dank:

Herr Redakteur! Da ich nicht in der Lage bin, allen denen zu danken, die — beginnend mit den höchsten Beamten und endigend mit einfachen Arbeitern — mir sowohl persönlich als auch mit der Post und drahtlich ihre Sympathie aus Anlass der Verfügung der heiligen Synode vom 22. Februar zum Ausdruck gebracht haben, ersuche ich Ihre geehrte Zeitung, allen diesen Leuten meinen Dank zu übermitteln, wobei ich die Sympathie, die mir kundgegeben worden ist, nicht so sehr auf die Bedeutung meiner Thätigkeit zurückführe, als darauf, dass die Verfügung der heiligen Synode so geistreich ist und so zur rechten Zeit erfolgte.

Leo Tolstoi.

Tolstois Wirken und Leben wird uns in den nächsten Heften nebst seinem Portrait näher beschäftigen.

Strahlen aussendende Mineralien. — Den Tageszeitungen entnehmen wir: Die Entdeckungen auf dem Gebiete der geheimnisvollen Körperstrahlen, die von dem berühmten Funde Becquerels im Uranium ausgegangen sind, werden immer vielseitiger und merkwürdiger. Auf die Uranstrahlen folgten die des Thorium, Radium, Polonium und Actinium, neulich hörten wir von einem strahlenaussendenden Blei, und heute kommt die Nachricht aus New York, dass Professor Pegram von der Columbia-Universität noch verschiedene Körper mit derselben Eigenschaft entdeckt habe. Es wurden mit einem neuen und sehr empfindlichen Elektrometer Versuche mit der besonderen Absicht vorgenommen, noch weitere strahlende Mineralien zu finden. Der Forscher nahm zuerst einen Krystall des selten, wenn auch an vielen Orten in Europa, Amerika und Grönland gefundenen Minerals Columbit zur Hand; dieses besteht gewöhnlich aus einer Mischung von zwei Verbindungen, die ein Salz des Eisens mit den Säuren der seltenen Elemente Niob und Tantal darstellen. Das Elektrometer zeigte, dass sich die Luft in der Umgebung dieses Krystalls in einem elektrischen Zustand befand, und die photographische Prüfung bestätigte, dass der Columbitkrystall Strahlen aussandte, die auch auf die photographische Platte wirkten. Nach den bisherigen Untersuchungen enthält dieses Mineral weder Uranium noch Thorium, also keines der Elemente, denen die Eigenschaft der Strahlung besonders eigentümlich zu sein scheint. Somit bleibt das Vorhandensein dieser Eigenschaft im Columbit noch völlig rätselhaft. Ueberhaupt aber scheint die Thatsache immer klarer zu werden, dass jenes „Wunder der Wunder", wie man es genannt hat, nämlich die Aussendung von Strahlen elektrischer und leuchtender Energie in der sogenannten „unbelebten" Natur viel verbreiteter ist, als man selbst nach den letzten Entdeckungen zu vermuten gewagt hat. Pegram hat nämlich noch an anderen chemischen Stoffen, zunächst an Proben von Erbium- und Niobiumoxyd, die im chemischen Museum der Universität aufbewahrt lagen, ebenfalls eine schwache Wirkung auf das Elektrometer entdeckt. Die Physik hat sich thatsächlich seit langem nicht in einer derartigen Spannung befunden wie jetzt, wo die Wissbegierde nach der Lösung dieses ganz besonders tiefen Rätsels die ganze Wissenschaft ergriffen hat. —

Nun, diesem „ganz besonders tiefen Rätsel" sind die Okkultisten schon längst auf den Leib gerückt und haben Dank der sorgfältigen Forschungen von Reichenbach bis Rochas und Blavatsky, Besant und Marques das der Wissenschaft so unerklärliche Phaenomen in wissenschaftlicher Weise erklärt. Aber der „Wissenschaft", die sich hier als die „ganze" brüstet, hat es noch nicht behagt, diese Forschungen anzuerkennen!

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Carlstrasse 3 part.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

